

VON AMADEUS ULRICH

Alle reden, nur Kira* schweigt, sitzt in der Ecke, ihre Schultern zum Brustkorb geneigt. Die 29-Jährige hat dunkle, glatte Haare, isst nichts, murmelt kurz, sie habe schon gegessen. Sie kennt ihre neuen Nachbarinnen noch nicht, weiß nicht, ob sie ihnen trauen kann, weiß nicht, ob sie willkommen ist.

Kira sitzt mit anderen obdachlosen Frauen in einem der fünf orange-blauen Container auf dem Gelände der Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW) im Hamburger Stadtteil Sankt Georg. Sie essen Käsebrötchen, lachen, unterhalten sich, reden über Erna, die endlich eine Wohnung gefunden hat. „Sie fehlt“, sagt eine der Frauen. Auf dem Tisch vor ihr liegen Frischkäse, Brezeln, Butter; in einem Holzregal stehen Brettspiele und Bücher. Eine weitere Frau mit knallgelbem Kleid brät derweil ein Omelett. „Will jemand?“, fragt sie, es ist Ramadan, sie selbst fastet, die Sonne scheint noch. „Ich mach’ drei Kreuze, wenn ich nächste Woche Geld krieg“, sagt die dritte Frau, das Omelett ignorierend.

Das Containerdorf gibt es seit 1993. Aber erst im zweiten Jahr können zehn obdachlose Frauen hier auch im Sommer Platz finden. Eigentlich waren die Container nur für den Winter gedacht, für das Notprogramm, das Anfang November beginnt. „Dann redet jeder über Obdachlosigkeit, so kurz vor Weihnachten“, sagt Andrea Hniopek, Sozialarbeiterin in der Ambulanten Hilfe (AHH), einer Beratungsstelle für Obdachlose, die die Plätze für die Container verteilt.

Hniopek leitet das Containerprojekt. Im Sommer werde das Thema dann idealisiert im Stil von: „Ach, wir machen doch alle Camping an der Ostsee, draußen pennen ist doch kein Ding“, sagt

Hniopek. Dabei sei es für Frauen im Sommer ebenso gefährlich auf der Straße zu schlafen wie im Winter, da sie auch im Sommer der Gewalt der Männer ausgeliefert seien.

Knapp 80 Prozent der obdachlosen Frauen, die im Winter eine Unterkunft haben, hätten im Sommer keine mehr, sagt Hniopek. Laut der letzten Zählung vor drei Jahren gibt es 218 obdachlose Frauen in Hamburg, knapp 1.000 Obdachlose sind es nach diesen Zahlen insgesamt.

Doch Experten schätzen, dass es weit mehr sind. Denn es wurden nur Obdachlose in die Statistik aufgenommen, die das Hilfsprogramm Hamburgs wahrnehmen. „Es gibt ungefähr so viele Frauen wie Männer in der Obdachlosigkeit“, sagt Andrea Hniopek. Nur würden Frauen ihre Obdachlosigkeit meist kaschieren und die Angebote der Stadt bewusst nicht wahrnehmen – sei es, weil sie Angst vor dem Gang zum Amt haben, sei es, weil sie alleine klarkommen möchten. An dieser Stelle möchte das Containerprojekt anknüpfen. Doch nun ist fraglich, ob es im nächsten Sommer bestehen bleiben kann.

Bis dato finanziert sich das Projekt aus Spendengeldern, um die 30.000 Euro braucht Hniopek jedes Jahr – doch das Geld reicht nur noch für diesen Sommer. Die Stadt versuche, das Projekt an Spender zu delegieren, bezuschusst werde es nur in den Wintermonaten. Eine Förderung im Sommer sei nicht nötig, dagegen adäquate Schlafplätze vorhanden seien. „In Hamburg muss tatsächlich kein Obdachloser auf der Straße schlafen“, sagt Oliver Keßmann von der Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration.

Andrea Hniopek, die seit Jahren mit Obdachlosen arbeitet, hebt die Stimme, wenn sie das hört, brüllt fast: „Das ist Quatsch.



Auch im Sommer: ständig neue Nachbarinnen



Schätzt das friedliche Leben im Containerdorf: Bewohnerin Kira Fotos (2): Ulrike Schmidt

Begehrte Container

OBdachlosigkeit Seit zwei Jahren können wohnungslose Frauen in Hamburg auch im Sommer in Containern übernachten. Nun fürchtet das Projekt um seine Zukunft

Es gibt in Hamburg einen erheblichen Mangel an Unterkünften, und die, die es gibt, sind qualitativ schlecht. „Auch sie müsse deswegen betteln, damit jemand das Projekt unterstützt. Dabei hat das Sommerprojekt des Containerdorfs großen Zulauf. Ein freier Platz ist meist in maximal zehn Minuten vergeben. „Die Vorgeschichte der Frauen ist uns egal“, sagt Hniopek. „Meist sind sie irgendwo anders rausgeflohen und haben viel Mist gebaut.“

Wie Kira, die mit 18 begann, Drogen zu nehmen. Erst Marihuana, dann Kokain, dann Heroin, um ihre Depression zu „therapieren“, wie sie sagt, als sie nach dem Abendbrot in ihrem Container sitzt und sich eine Zigarette ansteckt. Ihr Haar ist zu einem Zopf gebunden, sie trägt Top und Jeans. Noch immer hat sie nichts gegessen.

Zwei Stühle stehen in ihrem Raum, ein Schreibtisch, ein Schrank, ein Bett mit Sprungfedermatratze. Sie habe Drogen genommen, um lockerer zu wer-

„Es gibt ungefähr so viele Frauen wie Männer in der Obdachlosigkeit“, sagt Andrea Hniopek. Nur würden Frauen ihre Obdachlosigkeit eher kaschieren

den, sagt sie. Finanziert hat sie ihre Sucht als Prostituierte in Hannover. Dort hatte Kira damals auch eine Wohnung, bezog Sozialhilfe. Doch sie habe deren Briefe direkt beiseite gelegt und sich erstmal einen Schuss gesetzt. Sie aß nichts und verlor ihre Wohnung. Als die Männer auf dem Strich sahen, dass sie auf Droge war, versuchten sie, die Preise zu drücken.

Gearbeitet habe sie noch nie, nur im Gefängnis als Lackiererin, in dem sie vor wenigen Monaten noch saß. Sie hatte jemandem eine volle Bierflasche auf den Kopf geschmettert und war mehrmals beim Schwarzfahren erwischt worden. In Haft entschied sie, keine Drogen mehr zu nehmen. „Ich hatte die Schnauze voll von diesem Drecksleben“, sagt sie. Aber wieder draußen, blieb sie nicht clean.

Vor wenigen Tagen schlief Kira noch im „Frauenzimmer“, außer dem Containerdorf die einzige Hamburger Unterkunft, in der obdachlose Frauen den gan-

zen Sommer lang unterkommen können. Dieser Platz ist für knapp 20 Frauen. Kira teilte sich mit fünf anderen Frauen ein Zimmer, schlief auf einem Feldbett, Kopf an Kopf, hatte immer ihre paar Habseligkeiten im Auge: Zahnpasta, Seife, Toilettenpapier.

Sie habe sofort zugesagt, als die AHH ihr mitteilte, dass ein Platz im Container für sie frei sei. „Es wirkt auf mich hier alles so friedlich, ich fühle mich nicht kontrolliert, sondern unabhängig“, sagt sie. Im „Frauenzimmer“ habe sie dauernd jemand beobachtet. Der Container helfe ihr dabei, ihr Leben neu zu ordnen, demnächst eine Arbeit zu finden, Sport zu machen. Dennoch sei es eine Notlösung, sagt Kira. „Ich möchte nicht mehr auf solche Projekte angewiesen sein“, sagt sie, während draußen ihre Nachbarin die Außenfläche eines Containers fegt. „So schön es hier auch sein mag.“

*Name geändert

Schöpferische Zerstörung

KAPITALISMUSKRITIK Der Koreaner Il-Jin Atem Choi hat Graffiti in den Wolfsburger Kunstverein gemalt und wird sie zum Schluss mit den Besuchern übermalen. Ganz im Sinne des Ökonomen Joseph Schumpeter

Wie kommt man autodidaktisch zur Kunst? Bei dem Koreaner Il-Jin Atem Choi führte der Weg übers Graffiti. Und dieser Weg war nicht gerade: International Business hat er studiert, dann als Unternehmensberater gearbeitet, bevor ihm klar wurde: Das kann nicht alles sein. 2008 wurde er freier Künstler. Und da er von der flüchtigen Variante des Graffiti kommt, gehört bei ihm auch die Zerstörung derselben, oft als Finissagen-Performance inszeniert, zum Konzept, genauso wie alltägliches Material und die Technik des Seriellen.

Wie er das macht? Zum Beispiel, indem er Galerieräume oder private Zimmerfluchten mit einem Schuppenkleid aus vielen Tausend gelben Haftnotizzetteln auskleidet. Eine seiner

so entstandenen „Brennstoffzellen“ diene als installative Neudefinition einer 350 Quadratmeter großen Wohnung. Während die Ausstellung lief, hat der Inhaber darin zwei Wochen lang schriftstellerisch gearbeitet. Selbst der Waschmaschine hatte Il-Jin Atem Choi ein Schuppenkleid verpasst; einzig das WC blieb zettelfrei.

Ziel war es – und das gelang –, ein klaustrophobisches, aber auch poetisches Raumgefühl zu schaffen. Denn für Atem Choi ist

Atem Choi wird als „Schlumpf Peter“ zur finalen Performance erscheinen

ein solches quasi-installatives Kunstwerk ein Lebensraum. In einer anderen „Brennstoffzelle“ wurden die Besucher angeregt, Zettel abzureißen und zerknüllt auf dem Boden zu hinterlassen. Als Finissage gab es ein kollektives Abriss-Happening mit Jam-Session und Grillwürstchen.

Im Wolfsburger Kunstverein hat Il-Jin Atem Choi nun den sogenannten ‚Raum für Freunde‘ in Beschlag genommen. Hier hat er wieder einmal mit Graffiti gearbeitet. In einer viertägigen Aktion hat er die Wände der Raumnische mit einem Gitter aus schwarzen Streifen besprüht, die in Trompe-l’oeil-Manier eine erstaunliche räumliche Tiefe entwickeln und wie ein plastisches, dreidimensionales Flechtwerk wirken.

Außerdem gibt es Grafiken zu sehen. Aus einem schwarzen, saten Tuscherling hat Atem Choi da zum Beispiel Linien und Strukturen fließen lassen, indem er die noch nassen Blätter hin und her schwenkte. Ein bisschen sehen sie wie Stadtpläne im großen Maßstab aus.

Und natürlich werden auch die Wolfsburger Graffiti-Wände am Ende der Ausstellung von Künstlern und Besuchern vernichtet. Dabei kommt dann auch der Wirtschaftswissenschaftler Atem Choi zum Zuge: Er wird nämlich die Theorie des Ökonomen Joseph Alois Schumpeter zitieren, der die schöpferische Zerstörung als Movens des innovativen wirtschaftlichen Wachstums definierte, das zum Wohle der Menschheit geschehe.



Wird öffentlich übermalt: Atem Chois Graffiti-Wand Foto: Atem Choi

Als dessen Wiedergänger ‚Schlumpf Peter‘ wird Atem Choi in entsprechendem Kostüm auftreten. Farbeimer, Pinsel, Rollen im Gepäck. Und es wird wohl nicht lange dauern, bis nach seiner kurzen Initiation alle zu den Malutensilien greifen, um die Graffiti zu überstreichen.

Im Idealfall wird Il-Jin Atem Choi die Aktion danach nur noch beobachten. So wie ein weiteres Alter Ego des Atem Choi, der geschäftstüchtige Tom Sawyer.

Dessen Kumpel beschenken ihn, um an seiner statt den 30 Meter langen Zaun der Tante Polly zu streichen. Und das nur, weil er ihnen weismachte, dass dies keine Mühe, sondern purer Spaß sei: Man habe, so Sawyer, schließlich nicht jeden Tag die Gelegenheit, etwas anzustreichen.

BETTINA MARIA BROSOWSKY

bis 12. 8. 2012, Wolfsburg, Kunstverein. Finissage mit Performance: 12. 8., 16 Uhr